

Katja Rostowski

Der Regen von gestern



Katja Rostowski

DER REGEN VON
gestern

ROMAN
VAJONA

Für Sarah.

Ich bin froh, in dir eine Freundin gefunden zu haben, mit der ich nicht nur über die Höhen und Tiefen des Mutterseins reden kann, sondern auch über meine Leidenschaft fürs Schreiben.

HINWEIS

Der Roman behandelt potenziell triggernde Inhalte. Eine Übersicht findest du am Ende des Romans, da die Warnungen Spoiler enthalten.

1

Ein Meer aus glitzernden Splittern

Elliot

Wofür lebst du? Wofür kämpfst du? Was hält dich über Wasser, wenn du in der Dunkelheit zu ertrinken drohst? Und was bleibt, wenn dir dieser Grund genommen wird? Wenn es nichts mehr gibt, wofür du kämpfst und du keinen Sinn darin siehst, den Kopf oben zu halten, um den kostbaren Sauerstoff einzuatmen. Wenn das dunkle Nichts plötzlich tröstlicher erscheint als die Sonne hinter dem verdreckten Fenster.

Ich hatte gekämpft. So sehr. Für einen Traum, eine Zukunft, eine beschissene Chance. Für uns beide. Aber es gab kein uns mehr. Nur noch ein Mich. Ein trauriges, einsames Mich. In einer Welt, die mich brennen sehen wollte und Menschen, deren Hass mich an diesen Ort getrieben hatte.

Ich saß auf einem breiten Holzbalken, der als Brückengeländer diente, und sah nach oben in den dunklen Nachthimmel. Betrachtete mit einer wehmütigen Faszination das Meer aus glitzernden Sternen. Es war so ruhig hier draußen. So friedlich. Nur das beruhigende Rauschen des Flusses unter mir, die sanfte, warme Brise des Windes, der über meine Wangen strich. Sie liebte, als würde er versuchen, mir den unerträglichen Schmerz zu nehmen, der mein Herz und meine Seele so quälte. Doch sie waren zerbrochen, in winzige Splitter zerfallen, die mir in die Finger schnitten, sobald ich versuchte, sie wieder zusammensetzen.

Ich schloss die Augen. Suchte in meinem Inneren nach einem letzten kleinen Funken. Etwas, an dem ich mich festhalten konnte, das verhinderte, dass ich weiter in die Dunkelheit stürzte.

Doch ich fand nur ein schmerzhaftes Nichts, das teilnahmslos zusah, wie ich langsam immer kleiner wurde, bis ich irgendwann gänzlich verschwinden würde.

Meine Finger gruben sich in das morsche Holz.

Ich hatte gekämpft.

Für uns.

Und verloren.

2

Schweigende Worte

Flora

»Idiot! Mistkerl! Großkotziger Kotzbrocken!«

Keuchend stieß ich weitere Beschimpfungen aus. Trat abgehakt und wütend in die Pedale, als könnte ich so den Zorn und die Enttäuschung aus mir hinaustreiben. Dabei ignorierte ich den verwunderten Angler, der mitten in der Nacht mit seinem Kumpel am Ufer des Flusses stand und mehrere Ruten vor sich aufgestellt hatte.

Stattdessen malträtierte ich mein armes, altes Fahrrad. Fuhr weiter den steilen Berg hinauf, bis es jämmerlich zu quietschen begann. Die Abfahrt hatte mehr Spaß gemacht. Aber da war noch alles in Ordnung gewesen. Da hatte ich Alex noch nicht mit dieser gertenschlanken, braun gebrannten Tussi mit den kilometerlangen Wimpern gesehen. Auf ihm. Nackt. Mit ihrem ach so perfekten, straffen Körper. Und diesem niedlichen kleinen Blumentattoo auf ihrer rechten Pobacke, das bei mir niemals so hübsch aussehen würde. Abgesehen davon, dass ich mir so etwas sowieso nicht leisten konnte.

Ich biss die Zähne zusammen. Verbot mir, auch nur eine Träne zu vergießen. Verdrängte das verräterische Brennen und schaltete stattdessen meine Gangschaltung höher, damit statt meiner Augen meine Oberschenkel brannten. Die, wie der Rest meines Körpers, mehr Bewegung vertragen könnten. Im Gegensatz zu der Tussi, die wahrscheinlich täglich ins Fitnessstudio rannte.

»Bakal!«

Keine Ahnung, warum mir dieses japanische Wort, das ich nur

aus Mangas und Animes kannte, mehr Befriedigung verschaffte als all die anderen Beschimpfungen. Vielleicht, weil der *Baka* nicht wusste, was *Baka* bedeutete.

»Baka ... Baka ... Baka«, schnaufte ich atemlos, während ich immer langsamer wurde und durch die Steigung und den viel zu hohen Gang beinahe zum Stillstand kam.

Ich hatte gewusst, dass diese Party in einer Katastrophe enden würde. Das taten sie immer. Das war das Gesetz einer Studentenparty. Immerhin war ich bei einer von ihnen mit Alex zusammengekommen. Das sagte alles.

Ich durfte mich nicht ständig von Brit überreden lassen. Von ihren unschuldigen Rehaugen, ihrem hoffnungsvollen Lächeln. Ich war keine Studentin. Ich war selbstständig und hatte als Inhaberin eines Cafés nicht nur Verantwortung, sondern auch eine verdammte 80-Stunden-Woche. Diese Partys waren einfach nichts für mich. Das einzig Gute waren die kostenlosen Getränke, aber auf die konnte ich verzichten. Was auch immer in meinem Becher gewesen war, schwappte nun unangenehm in meinem Magen und brachte ihn zum Grummeln.

Solange ich mir das Gebräu nicht noch einmal durch den Kopf gehen lassen musste, würde ich damit klarkommen. Genauso wie ich das Ende meiner kurzen Beziehung verkraften würde. Vier Monate. Und ich Idiotin hatte schon von einer gemeinsamen Wohnung geträumt.

Dabei hatte er sich ständig über das Chaos bei mir beschwert. Dieses Chaos, das für mich Gemütlichkeit, Sicherheit und Zuhause bedeutete. Spätestens als er sich über das laute Plätschern meines Zwerggarnelen-Aquariums beschwerte, hätte mir klar sein sollen, dass das zwischen uns nicht funktionierte.

Schnaufend schüttelte ich den Kopf. Ärgerte mich über mich selbst, als ich endlich den Berg erklommen hatte und nach rechts auf die schmale Holzbrücke abbog. Sie führte über einen Fluss, der in der dunklen Nacht eine Beklemmung in mir auslöste, die

selbst das schöne Glitzern, der sich spiegelnden Sterne nicht vertreiben konnte.

Ich wischte mir den Schweiß von der Oberlippe und bereute es, keine Jacke mitgenommen zu haben. Eigentlich hatte ich geplant, die von Alex zu stibitzen, aber dieser Plan war nun hinfällig.

Es war Sommer und auch nachts warm genug für mein blumiges T-Shirt und der kurzen, grünen Latzhose. Aber der Schweiß, der meinen Rücken hinab lief, ließ mich augenblicklich frieren. Hoffentlich fing ich mir keine Erkältung ein. Mich ein paar Tage ins Bett zu legen, um mich auszukurieren, war keine Option.

Ich folgte dem dunklen Pfad vor mir. Schnell, damit kein Irrer mich überfallen konnte oder kein Monster mit langen Klauen oder scharfen Reißzähnen auf meinen Rücken sprang.

Du liest zu viele komische Bücher, hörte ich Brits Stimme in meinem Kopf.

Automatisch verzog ich meine Lippen zu einem Lächeln. Manchmal vielleicht. Aber es waren schöne, komische Bücher, voller magischer Wesen und fremder Orte. Und an manchen Tagen waren die gefährlichen Abenteuer furchtloser Helden besser als das reale Leben vor meiner Tür.

Mein Lächeln erstarb in dem Moment, in dem ich die dunkle Gestalt vor mir auf der Brücke erkannte. Sofort schoss mein Puls in die Höhe. Ich blinzelte. Hoffte, mich getäuscht zu haben, aber mit jedem Meter, den ich näherkam, wurde die Gestalt deutlicher.

Serienkiller, schoss es mir durch den Kopf. *Entflohener Psychopath*.

Ich hielt an, sah kurz zurück, vergewisserte mich, dass kein Monster hinter mir stand, aber der Weg war verlassen und nur durch den schwachen Schein einer Laterne erleuchtet.

Aus dem Augenwinkel sah ich die Taschenlampen der Angler am Ufer leuchten. Vielleicht gehörte die Gestalt zu ihnen. Aber wer sagte mir, dass sie nicht auch psychopathische Serienkiller-Monster waren?

Meine Brust wurde eng und ich starrte die Gestalt an. Unschlüssig, ob ich es wagen sollte, mit Höchstgeschwindigkeit an ihr vorbeizurasen.

Ich wollte nicht zurück auf die Party. Zurück zu Alex. Ich wollte nach Hause, nur war diese Brücke der einzige Weg. Zumindest, wenn ich nicht noch eine weitere Stunde unterwegs sein wollte. Und das wollte ich nicht. Verdammte, in fünf Stunden musste ich wieder im Café sein.

»Bitte sei kein psychopathisches Serienkiller-Monster«, flehte ich leise und setzte mich wieder in Bewegung.

Doch nach nur wenigen Metern stoppte ich erneut.

Etwas stimmte nicht.

Mein Körper reagierte mit Entsetzen, bevor mein Gehirn verstand, was es da sah.

Die Gestalt, ein junger Mann, stand nicht auf der Brücke, sondern saß auf dem breiten Holzgeländer. Seine Beine hingen still über dem Fluss, dessen bedrohliches Rauschen bis zu uns nach oben drang. Es warnte uns, dass das Wasser uns verschlingen würde, wenn wir in seine Fänge gerieten.

Der Kerl sollte nicht dort sitzen. Nicht mit diesen hängenden Schultern, mit diesem gesenkten Kopf.

Nur wenige Meter vor mir lief gerade etwas gewaltig schief.

Meine Beine zitterten, als ich langsam von meinem Fahrrad stieg. Und das hatte nichts mehr mit meiner Unsportlichkeit zu tun.

Ich lehnte mein Gefährt gegen das Geländer und schlang schützend meine Arme um mich. Machte einen Schritt auf den Kerl zu. Er schien mich nicht zu bemerken und da es eine schlechte Idee war, ihn zu erschrecken, verlieh ich meinem leisen »Hey« so viel Liebe und Wärme, wie ich in dieser Situation konnte. Also nicht sehr viel. Es klang eher wie das Krächzen eines altersschwachen Raben im Stimmbruch.

Der Kerl hob langsam den Kopf, drehte ihn in meine Richtung und blinzelte, als würde er aus einem Traum erwachen.

Er wirkte nicht viel älter als ich, vielleicht dreiundzwanzig, und trug eine dunkel gerahmte Brille. Die gelockten Haare zum Teil unter der Kapuze seines ausgebleichenen Hoodies versteckt. Das Gesicht blass in dem schwachen Schein der entfernten Laterne und des zunehmenden Mondes.

»Kenne ich dich?«, fragte er verwirrt.

Ich presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf, bevor ich antwortete: »Ich glaube nicht.«

»Hm.« Er musterte mich nachdenklich, als würde er sichergehen, dass er mir nicht schon einmal begegnet war.

»Ist dir kalt?«, fragte er schließlich.

Die Sorge in seiner Stimme irritierte mich. Musste ich ihn nicht ...? Wollte er nicht ...?

Was tat ich hier? Was tat er hier? Bevor ich reagieren konnte, hatte er bereits seinen Hoodie ausgezogen und entblößte ein ebenfalls ausgebleichenes T-Shirt mit *Ace* von *One Piece* darauf. Der Anblick hätte mir beinahe ein begeistertes Grinsen entlockt, wäre die Situation nicht so verdammt beängstigend gewesen.

Er streckte mir das Kleidungsstück entgegen, aber ich hob abwehrend die Hände.

»Ist schon okay, so schlimm ist es nicht.«

»Nimm ihn ruhig«, sagte er. »Ich brauche ihn sowieso nicht mehr.« Die emotionslosen Worte ließen alle Alarmsirenen in mir aufheulen.

Trotzdem nahm ich ihm den Hoodie aus den Händen. Drückte den warmen Stoff an mich und sah unentschlossen auf meine Schuhe hinab.

Der Kerl seufzte leise. Stoff raschelte. Sofort sah ich auf, aber er saß unverändert auf dem Geländer und starrte ins Leere.

»Darf ich mich zu dir setzen?«, fragte ich, unfähig, einfach weiterzufahren und ihn hier zurückzulassen.

Doch er schüttelte den Kopf. »Das ist zu gefährlich.«

Ich schnaufte. »Aber du darfst da sitzen?«

Nun sah er mich wieder an. Direkt in meine Augen und die

Intensität seines Blickes raubte mir den Atem. Er hatte seine Entscheidung getroffen.

»Ja.«

Mein Puls rauschte in den Ohren. Meine Gedanken überschlugen sich. Was sollte ich tun? Ich kannte ihn nicht. Hatte ich überhaupt das Recht, mich einzumischen? Konnte ich ihn aufhalten? Nein, ich musste es zumindest versuchen. Er durfte nicht ... Das konnte ich nicht zulassen. Aber mein Körper war wie erstarrt. Die Kehle wie zugeschnürt.

Tu etwas, schrie ich mir zu. *Irgendetwas! Bewege dich! Rede! Halte ihn auf!*

Ich blieb regungslos.

»Nicht weinen«, flüsterte er mit einer Traurigkeit in der Stimme, die bis in die Tiefen meiner Seele drang.

Erst jetzt bemerkte ich die feuchte Spur auf meinen Wangen.

Seine Lippen zuckten leicht. Der Anflug eines Lächelns. »Es ist okay. Glaub mir.«

Es ist nicht okay, hätte ich sagen müssen. *Du darfst nicht gehen. Nicht heute, nicht morgen, nicht ... so. Es wartet noch so viel auf dich. So viele Kleinigkeiten, für die es sich lohnt zu bleiben. Der neue Marvel-Film, der nächsten Monat herauskommt. Die belgischen Waffeln, aus dem urigen Laden in der Einkaufsstraße. Das Open-Air-Festival in zwei Wochen. Oder Brits French-Fries-Sandwich, das wirklich abartig aussieht, aber verdammt lecker ist.*

All die Worte wirbelten durch meinen Kopf, aber nicht eines kam über meine Lippen. Sie steckten in meiner trockenen Kehle fest. Ich konnte nur hier stehen und weinen. Dabei hatte ich mir das Weinen schon vor Jahren abgewöhnt. Das war nicht mehr ich.

Doch in diesem Moment verwandelte ich mich wieder in das ängstliche, schwache, stille Mädchen, das ich so sehr hasste.

»Ich weiß, dass es nicht meine Schuld war«, flüsterte er, sah kurz in den Himmel, bevor sein Blick wieder auf mich fiel. Den

endlosen Schmerz, den ich darin sah, zerriss mir das Herz. »Und doch ... fühlt es sich jeden verfluchten Tag so an.«

Langsam nahm er seine Brille ab und legte sie so behutsam neben sich auf das Geländer, als hätte er Angst, sie zu zerbrechen. Warum hatte diese Geste so etwas Endgültiges?

Ich holte zittrig Luft.

»Nein«, stieß ich erstickt hervor. *Geh nicht.* Tränen liefen in einem endlosen Strom über mein Gesicht. *Bitte geh nicht. Du bist nicht allein. Ich bin hier.*

Verzweifelt schüttelte ich den Kopf, versuchte, irgendwie die Worte herauszubekommen, aber mehr als ein weiteres geflüstertes »Nein« brachte ich nicht zustande.

Es reichte nicht. Das Glitzern in seinen blassen, grauen Augen war das Letzte, was ich von ihm sah, bevor er nach vorne fiel.

Mein Schrei hallte durch die Nacht und mein Körper erwachte aus seiner Starre. Zu spät. Viel zu spät. Ich stürzte nach vorne, kämpfte gegen den Instinkt an, selbst hinterher zu springen. Der kleine Funke Vernunft in mir wusste, dass das meinen eigenen Tod bedeuten konnte.

Ich sah nichts, bis auf die dunkle Strömung, hörte nur den leisen Aufprall seines Körpers, der beinahe in dem dröhnenden Rauschen des Flusses und meinem eigenen Keuchen unterging.

Kleine Lichter blendeten mich. Taschenlampen am Ufer. Die Angler!

»Helft ihm!«, schrie ich und winkte panisch, ohne zu wissen, ob sie mich überhaupt sehen oder hören konnten. »Hilfe! Er ist gesprungen!« Ich deutete nach unten. »Ihr müsst ihm helfen!«

Die Lichtpunkte bewegten sich auf den Fluss zu. Ich hörte die Angler fluchen.

Hektisch atmend starrte ich auf die Lichter der Taschenlampen, die sich am Rand des Ufers hüpfend bewegten.

»Er ist gesprungen«, wisperte ich tonlos. Dann ballte ich die Hände zu Fäusten. Hitze schoss durch meine Venen, vertrieb die Kälte in ihnen wie eine brüllende Feuerwalze.

»Du bist gesprungen!« Wutentbrannt schnappte ich mir mein Fahrrad, klemmte den Hoodie unter meinen Arm und fuhr im halbsbrecherischen Tempo den Weg zurück. Den steilen Berg hinab verlor ich beinahe die Kontrolle.

Schlittrnd kam ich am Flussufer zum Stehen, warf das Fahrrad achtlos auf den Boden und rannte auf das Wasser zu.

Gehetzt suchte ich das Ufer in der Dunkelheit ab. Hörte in einiger Entfernung laute Rufe, rannte darauf zu, bis ich den Umriss einer Gestalt auf einem Steg entdeckte. Durch das Licht einer Laterne konnte ich erkennen, dass es einer der Angler war, der am Ende des Steges lag und sich nach vorne beugte. Die Taschenlampe zwischen die Zähne geklemmt, streckte er einen langen Kescher seinem Kumpel entgegen. Dieser schwamm mühsam gegen die Strömung an, konnte sich kaum über Wasser halten.

Ich hielt den Atem an. Starrte auf die Szene vor mir, die so unwirklich schien, als wäre es nur ein Film.

Der Angler im Wasser griff nach dem Kescher und der andere begann, ihn näher ans Ufer zu ziehen.

Hatten sie den jungen Mann retten können? Es war zu dunkel. Ich konnte nicht genug erkennen. Erst als der Angler auf dem Steg seinen Kumpel komplett aus dem Wasser gezogen hatte, sah ich die schlaffe Gestalt in seinen Armen. Die beiden Männer zogen den Körper weiter auf das trockene Gras am Ufer.

»Ruf ... ruf einen Krankenwagen«, keuchte einer der beiden. Mein Blick blieb an dem regungslosen, nassen Körper hängen. »Schnell!«

Ich zuckte zusammen und mir wurde klar, dass er mich meinte.

Mit zitternden Fingern holte ich mein Handy aus der Tasche und wählte den Notruf. Hastig gab ich der ruhigen Stimme am anderen Ende der Leitung alle Informationen, bevor ich auflegte und auf die beiden Angler und den jungen Kerl zustürmte. Neben ihm gaben meine zittrigen Knie nach und ich fiel ins weiche Gras.

»Ist er ...«, fragte ich, ohne den Satz beenden zu können.

Die Hände des Anglers schwebten zitternd und unsicher über der blassen, leblosen Gestalt. Wassertropfen vermischten sich mit Blut, das seine Schläfe hinabließ.

»Ich weiß es nicht.«

Meine verschwommene, neue Welt

Elliot

Ich kämpfte. Kämpfte, um nicht zu ertrinken. In diesem grauen, dichten Nebel, der mich immer tiefer ins Nichts zog. Er schlängelte sich über meine Haut, über mein Gesicht, kroch in meinen Mund, in die Nase. Ich konnte nicht mehr atmen. Panisch schlug ich um mich. Aber der Nebel drang unaufhaltsam in mich ein. In meinen Körper, in meinen Kopf, in meine Gedanken.

Bis er plötzlich innehielt. Inmitten Tausender Bilder, die in der Dunkelheit schwebten, und dröhnender Stimmen, die durch den fremden Raum hallten. Der Nebel formte sich zu einer riesigen, wabernden Gestalt, aus deren leeren Augenhöhlen mir eine furchteinflößende Dunkelheit entgegenblickte. Mich fixierte. Dann begann es, sich den Bildern zu nähern, hüllte sie in seinen dichten Nebel und ... verschlang sie. Eines nach dem anderen. Sie verschwanden in dem Wesen und ich konnte nichts dagegen tun. Nur zusehen, wie er die Stimmen und die Bilder verschluckte.

Was tust du, flüsterte ich. Die Worte klangen verzerrt an diesem seltsamen Ort, der immer leerer wurde.

Aber das Wesen achtete nicht auf mich, nahm sich immer mehr. Das Wimmern einer Frau, das Bild eines Zimmers. Schreie. Ein Brüllen. Das Bild einer blutenden Faust.

Das gewisperte »Nein« einer jungen Frau. Ein weiteres Bild. Lange, gewellte Haare. Eine Latzhose. Entsetzt beobachtete ich, wie der Nebel langsam über das Bild kroch. Ich streckte meinen Arm aus. Wollte es aufhalten. Stoppen.

Nicht sie, rief ich und stolperte in der plötzlichen Leere. Ich

sah mich um, drehte mich im Kreis, aber alle Bilder waren verschwunden, all die Stimmen, der Lärm. Da war nur die Dunkelheit, das nebelartige Wesen und – eine Tür. Eine alte, zerkratzte Holztür. Ein einzelnes weißes Blatt Papier war mit Klebestreifen daran befestigt. Darauf waren mit Buntstiften ein Haus, Strichmännchen, Blumen und eine Sonne gemalt.

Langsam öffnete sich die Tür und das Wesen trat hindurch.

Was hast du getan?, rief ich ihm hinterher, während die Tür sich wieder schloss.

Dich gerettet, hallte eine leise, dunkle Stimme durch das Nichts.

Und dann war ich allein. Die Tür verschwunden und um mich herum eine erdrückende Leere. Dunkelheit.

Ich bewegte mich. Wusste weder wohin noch in welche Richtung. Ich begann zu rennen. Immer schneller. Auf der Suche nach etwas. Nach irgendetwas. Aber ich fand nur die Dunkelheit. Ich rannte weiter. Rannte und rannte. Suchte nach ... mir. Aber ich war weg. Alles von mir.

Irgendwann hörte ich ein Geräusch. Keuchend blieb ich stehen und lauschte. War da nicht etwas? Hoffnung keimte in mir auf und ich folgte dem schwachen, regelmäßigen Piepen. Es wurde lauter. Begleitete mich im Duett mit einem dumpfen Pochen in meinem Kopf.

Piep ... Piep ... Piep ...

Es schmerzte in den Ohren. Ich presste die Augen zusammen. Und plötzlich war da ein Licht hinter meinen Lidern. Der Traum glitt von mir ab und ich bemerkte, dass ich auf etwas Weichem lag. Spürte die Schwere meines Körpers, den Schmerz in meinem Kopf. Ein Kribbeln breitete sich in meinen Fingerspitzen aus und ich zwang meine Lider, sich zu heben. Die Helligkeit stach mir in die Augen, trieb mir die Tränen hinein. Ich stieß ein schwaches Stöhnen aus, drehte den Kopf weg, aber es blieb hell und verschwommen. Das hektische Piepen neben mir brachte mein Herz zum Rasen. Oder war es andersherum? Ich musste einige Male blinzeln, bis es mir gelang, meine Augen halbwegs offen zu halten.

Ich versuchte, einen Arm zu heben, aber er gehorchte mir nicht. Das Piepen und mein Herzschlag lieferten sich ein Wettrennen.

Stimmen drangen zu mir. Sie hörten sich an, als hätte ich einen Wattebausch im Ohr. Ich konzentrierte mich auf sie, während ich immer wieder blinzelte, in dem Versuch, klarer sehen zu können.

»Hallo? Ähm, hallo? Hier ... äh, ich glaube, er ist wach.«

Schritte näherten sich. Ein undeutlicher Schatten kam näher.

»Hey, alles ist gut.«

Sprach der Schatten mit mir? Verdammt, ich konnte nichts erkennen.

»Du bist im Krankenhaus.«

Mir gelang es, einen schlaffen Arm zu heben. Doch eine Sekunde später landete er unsanft auf meinem Gesicht. Unbeholfen rieb ich mir mit dem Handgelenk über die Augen, in der Hoffnung, den Schleier zu vertreiben. Ohne Erfolg.

»Ich ...« Das Wort blieb in meiner ausgetrockneten Kehle stecken.

»Oh, warte.« Der Schatten, der hellen Stimme nach zu urteilen, eine junge Frau, holte etwas und steckte es mir zwischen die Lippen. Einen Strohhalm.

»Wasser«, sagte sie unnötigerweise, denn ich saugte bereits wie ein Irrer daran und benetzte die trockene Wüste in meinem Mund mit herrlich kühlem Wasser.

Natürlich verschluckte ich mich prompt und hustete, was in meinem gesamten Körper eine Welle aus Schmerz auslöste. Besonders im Kopf.

Ich hustete und stöhnte, während mir die junge Frau zaghaft auf den Rücken klopfte.

Dann tauchte ein weiterer, deutlich breiterer Schatten auf.

»Willkommen zurück, Kumpel. Immer schön langsam«, sagte eine ruhige, tiefe Stimme.

Das Bett bewegte sich und ich wurde Stück für Stück aufgerichtet, während mich ein weiterer Hustenanfall schüttelte.

»Du bist im Krankenhaus. Ein Arzt ist auf dem Weg. Aber mach dir keine Sorgen. Dass du wach bist, ist ein gutes Zeichen.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon der zweite Schatten sprach. Mir war übel und in meinem Kopf drehte sich alles. Aber zu meiner Erleichterung stellte er das hektische Piepen ab und richtete die Kissen in meinem Rücken zurecht. Danach hantierte er weiter an irgendwelchen Geräten neben meinem Bett herum. Ich begann mir erneut über die Augen zu reiben. Blinzelte. Kniff sie zusammen, aber meine Sicht wurde nicht besser.

Ich war im Krankenhaus? Warum? Ich versuchte, mich zu erinnern, aber stattdessen pochte es schmerzhaft in meinem Kopf.

Also konzentrierte ich mich auf den Schatten der jungen Frau. Sie stand etwas abseits, sah aus, als hätte sie die Arme um sich geschlungen.

»Ist dir kalt?«, fragte ich. Zumindest wollte ich es. Aber es hörte sich an, als hätte jemand meine Stimmbänder herausgenommen, durch den Fleischwolf gedreht und wieder eingesetzt. Sie hatte mich trotzdem verstanden und stieß ein belustigtes, zeitgleich trauriges Geräusch aus, bevor sie sagte: »Ist schon okay, so schlimm ist es nicht.«

Erst danach wurde mir klar, dass ich ihr nichts hätte geben können, bis auf das dünne Krankenhaushemd, das ich trug.

Meine Fingerspitzen kribbelten noch immer und ich hatte das Gefühl, so etwas schon einmal gehört zu haben. Dieselbe Stimme. Dieselben Worte.

Ich kniff die Augen zusammen, um sie besser erkennen zu können. Langes, dunkles Haar. Eine kurze Latzhose? Ich war mir nicht sicher.

»Kenne ich dich?«

Der Schatten zuckte leicht zusammen, schüttelte dann aber den Kopf. »Nein, nicht wirklich.«

Aber warum kam sie mir so bekannt vor? In meinen Kopf

bohrten sich immer mehr feine Nadeln und ich ließ mich stöhnend nach hinten fallen.

»Wie fühlst du dich?«, fragte der andere Schatten, wahrscheinlich ein Krankenpfleger.

»Geht so.«

»Irgendwelche Schmerzen? Fühlt sich irgendwas komisch an?«

Ich räusperte mich, horchte in meinen Körper. Bewegte Finger und Zehen.

»Fühlt sich an wie ein verdammter Muskelkater, mein Kopf tut weh und irgendwie funktionieren meine Augen nicht richtig. Alles ist verschwommen.«

»Oh, okay?«

Das war keine Reaktion, die mich beruhigte.

Die junge Frau kam einen Schritt näher. »Er hatte eine Brille auf.«

Ich entspannte mich ein wenig.

Mir fehlte nur eine Brille.

»Vielleicht liegt sie noch auf der Brücke.«

Welche Brücke? Meine Kopfschmerzen wurden immer stärker.

Irgendetwas stimmte nicht. Nicht wegen meiner Augen. Auch nicht wegen meinem Körper, der sich so schwach anfühlte, als wäre ich gerade einen Marathon gelaufen. Irgendetwas in mir stimmte nicht. Etwas fehlte. Aber ich konnte es nicht richtig greifen.

Eine Ärztin betrat den Raum. Sie stellte sich vor, aber ich vergaß ihren Namen sofort. Sie stellte mir dieselben Fragen wie der Krankenpfleger, bevor sie schließlich eine Mappe zur Seite legte und sich zu mir beugte.

»Okay, junger Mann. Wissen Sie, was passiert ist?«

Mein Puls beschleunigte sich wieder, denn je mehr ich versuchte nachzudenken, desto leerer wurde es in meinem Kopf.

»Nein«, sagte ich leise. »Ich habe keine Ahnung.«

Sie schwieg einen Moment. »Sie hatten einen Unfall und wären beinahe ertrunken.«

»Oh.« Was zu Hölle? Wie konnte ich das vergessen?

Bevor ich etwas sagen konnte, stellte mir die Ärztin bereits die nächste Frage.

»Wissen Sie, wie Sie heißen?«

»Klar, ich heiße ... « Ich stockte. »Ich ...« Eine Faust schloss sich um mein Herz. Ich räusperte mich. »Mein Name ist ...« Panik stieg in mir auf, als ich in der Leere suchte. Ein zittriges Lachen kam über meine Lippen.

Ich wollte ihr antworten. Wollte es wirklich. Aber da gab es nichts, was ich ihr sagen konnte. Keinen Namen. Kein Alter. Kein Ich.

Meine Kehle zog sich schmerzhaft zusammen. Ich schluckte, presste die Augen zusammen. Suchte. Durchforstete weiter die dunkle Leere in meinem Kopf. Grub. Wühlte.

»Mein Name ...«

Zitternd hob ich die Hände, griff mir in die Haare. Kratzte mit den Nägeln über meine Kopfhaut. Ich musste doch wissen, wie ich hieß.

Aber es blieb bei dem Nichts. Bei der Dunkelheit. Und je mehr ich mich konzentrierte, desto mehr fühlte es sich an, als würde ich mich darin verlieren.

Wer zur Hölle ... war ich?

Das Atmen fiel mir schwer und die Panik kroch tiefer in mich hinein.

Eine kalte Hand berührte mich am Arm, drückte ihn sanft nach unten, sodass ich unwillkürlich meine Haare losließ.

»Schau mich an«, sagte die Ärztin mit leiser, warmer Stimme. Ich öffnete die Augen. Starrte in das verschwommene Gesicht. Ein Schluchzen schüttelte meinen Körper. Ich konnte die Tränen nicht zurückhalten.

»Würde ich ja gerne«, entfuhr es mir erstickt und ich kniff die Augen zusammen. »Aber ich kann Sie nicht erkennen. Ich bin ein verdammter Blindfisch!« Ich lachte verzweifelt auf.

Die Ärztin beugte sich noch näher zu mir, nur wenige Zenti-

meter trennten uns, und wurde etwas deutlicher. Blonde Haare, hoher Zopf, braune Augen und ein sanftes Lächeln auf den Lippen. Sie roch nach Desinfektionsmittel und einem fruchtigen Parfüm.

»So besser?«, fragte sie.

Ich nickte, atmete tief durch und fuhr mir über das Gesicht.

»Mach dir keine Sorgen, okay? Nach so einem Unfall ist es nicht ungewöhnlich, dass man für kurze Zeit sein Gedächtnis verliert. Das geht vorbei. Vielleicht in ein paar Stunden, spätestens in ein paar Tagen, glaub mir. Kannst du dich an irgendetwas erinnern, dass vor dem Krankenhaus passiert ist?«

Ich schüttelte den Kopf. »Da ist nichts«, flüsterte ich. »Nur Dunkelheit.«

»Okay.«

Nichts war okay! Was sollte daran okay sein?

Ein Telefon klingelte. Die Ärztin holte es aus ihrer Brusttasche, ging ran und wechselte wenige Worte mit jemandem, bevor sie wieder auflegte. Dann stand sie auf.

»Leider hattest du nichts bei dir. Kein Handy, keine Brieftasche. Daher müssen wir vorerst abwarten, bis wir wissen, wer du bist. Ruh dich erst einmal aus. Versuche zu essen, zu trinken. Entspanne dich und zwing dich nicht, dich an etwas zu erinnern. Das kommt von ganz allein, glaub mir.«

Sie tätschelte meinen Arm und wollte gehen.

Das sollte es gewesen sein? Sie konnte mich doch nicht einfach so zurücklassen. Ohne... irgendetwas.

»Warten Sie!«

Sie blieb stehen.

»Was ... was war das für ein Unfall?«

Und plötzlich überrollte mich die Angst. Angst vor der Antwort. Ich wusste, dass ich nicht einfach im tiefen Wasser untergegangen war, weil ich nicht schwimmen konnte. Es war etwas anderes passiert. Etwas Schlimmeres.

Warum sonst sollte mich mein Gedächtnis im Stich lassen.

Die Ärztin seufzte und deutete schließlich auf die junge Frau, die sich ans Ende des Raumes neben ein Fenster zurückgezogen hatte.

»Die junge Dame hat gesehen, wie du von einer Brücke gesprungen bist.«

Mein Körper erstarrte. Ich hörte auf zu atmen, mein Herz stolperte.

»Du wolltest dich umbringen.«

Tief verborgen in der Dunkelheit, versteckt hinter der Mauer aus Leere, spürte ich ihn. Den Schmerz. So unerträglich, dass er, wenn er durchbrechen würde, mein Herz und meine Seele zerreißen würde.

»Warum?«, fragte ich heiser.

»Sag du es mir. Du hattest verdammtes Glück, dass zwei Angler am Ufer waren. Das Mädchen hat ihnen zugerufen, dass sie dir helfen sollen, und es ist ihnen tatsächlich gelungen, dich rechtzeitig aus dem Fluss zu ziehen. Du warst bewusstlos, bist wahrscheinlich unglücklich mit dem Kopf auf dem Wasser aufgeschlagen und hast dir dabei eine Gehirnerschütterung zugezogen.«

Ich starrte auf meine Hände, hörte ihr zu, aber es war, als würde sie von einem traurigen Film erzählen und nicht von mir und dem, was passiert war.

Ich hatte versucht, mich in einem verdammten Fluss zu ertränken?

»Verstehe mich nicht falsch«, sagte die Ärztin und ich blickte zu ihrer verschwommenen Gestalt auf. »Ich habe keine Ahnung, was dich zu dieser Entscheidung getrieben hat, aber vielleicht ist dein Gedächtnisverlust eine Chance. Du wirst dich bald wieder an alles erinnern«, sagte sie zuversichtlich. »Aber vielleicht hilft dir der Abstand, die Dinge anders zu sehen. Verstehst du, was ich meine?«

Ein nebelartiges Wesen blitzte in meinen Gedanken auf. Eine Stimme. Ein Wort.

Gerettet.

Ich antwortete der Ärztin nicht. Wusste nicht, was ich sagen, was ich denken sollte. Alles war so durcheinander und gleichzeitig so leer.

Sie seufzte leise. »Ruh dich aus. Morgen kommt ein Kollege zur Visite bei dir vorbei und klärt mit dir alles weitere.«

Dann verließ sie den Raum, der Krankenpfleger wollte ihr folgen, blieb jedoch noch einmal stehen.

»Die Besuchszeit ist eigentlich vorbei«, sagte er zu der jungen Frau. »Aber ich drücke ein Auge zu. Du kannst noch eine halbe Stunde bleiben, aber dann musst du wirklich gehen.«

»Alles klar, danke.«

Die Tür schloss sich mit einem leisen Klicken. Zurück blieben die junge Frau, deren Namen ich nicht kannte, und ich, dessen Namen ich auch nicht kannte.